universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Im alten Reich

Lebensbilder deutscher Städte

Der Süden - neunzehn "Städtebilder"

Huch, Ricarda

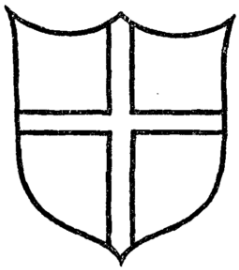
Bremen, 1927

Die Reichenau

urn:nbn:at:at-ubi:2-12330

Insel Reichenau
Kloster in Mittelzell

Insel Reichenau
Kirche in Niederzell



Die Reichenau

Wer die Reichenau betritt, wird vom Inſelzauber gefangen. Was iſt es, das die ſeltſam träumeriſche Stimmung der Inſeln bedingt? Das Abgeſchnittenſein vom feſten Lande durch ein gefährliches Element erregt Schauer der Einſamkeit und doch zugleich ein Gefühl der Geborgenheit. Hierher dringt nicht leicht ein Verfolger, aber auch der Freund nicht. Hier iſt man fern von den Schätzen und dem Blendwerk der Welt und benachbart der titaniſchen Flut, die kein menſchlicher Wille, vielleicht nur das Gebet bewegt. Auf den Inſeln erhalten ſich Pflanzen und Tiere, die anderswo verdrängt oder mit anderen vermiſcht ſind; das Uralte, Übriggebliebene findet ſich hier der Unendlichkeit gegenüber, in die der Blick vom Strande ſchweift. Die Reichenau zwar liegt dem badiſchen Ufer ſo nah, daß ſie im Jahre 1838 durch einen Damm damit verbunden werden konnte; aber nach Norden und Weſten, wenn Dämmerung oder Nebel die Küſte verſchleiern, gleitet die Seele auf dem Waſſer ins Grenzenloſe.

Die Abgeſchiedenheit und das milde Klima mögen den Apoſtel Pirmin, der um 725 in das ſüdliche Schwaben kam, um das Chriſtentum in dem noch halb heidniſchen Volk zu befeſtigen, veranlaßt haben, die Inſel zu einer Niederlaſſung zu wählen, obwohl ſie mit Unkraut und Geſtrüpp überwuchert war. Beim Herannahen des heiligen Mannes, erzählt die Legende, verließ das Gewürm, das bisher einzig das Eiland

bewohnt hatte, ſeine Schlupfwinkel und zog in Scharen über das Waſſer ab. Der damalige Reichsminiſter, Karl Martell, der die Gewalt in Händen hatte, ließ ſich bereitfinden, die Inſel und noch viel Land dazu, dem unternehmenden Siedler für das Kloſter, das er gründen wollte, zu ſchenken, und fügte demſelben noch das koſtbare Recht der freien Abtswahl hinzu. Zwar wurde Pirmin nach drei Jahren vertrieben; aber das Urbarmachen des Bodens ſchritt fort, und ſein Werk ſtand bereits in Blüte, als nach etwa fünfzig Jahren Karl der Große mit ſeiner Gemahlin Hildegard das Kloſter beſuchte und reich beſchenkte, auch die freie Abtswahl beſtätigte und es ausdrücklich von der Gewalt des Biſchofs von Konſtanz befreite, in deſſen Diözeſe es lag. Damals ſchenkte er auch den großen Smaragd, der wohl nur deshalb noch vorhanden iſt, weil er, wie ſich ſpäter herausſtellte, von Glas iſt. Die Kloſterkirche, die dem Kaiſer gezeigt wurde, war ein einfacher Bau aus Holz, wie er Koloniſten wohl genügen mochte; bald hernach führte Hatto I. eine ſteinerne auf, die ſpäter umgebaut und erweitert wurde. Ein wunderſames, vorweltliches Inſeltier liegt das Münſter da, meerentſtiegen, von fremdartigem Wuchs. Man ſieht ihm an, daß es aus einer Zeit ſtammt, wo die Religion Magie war, und man ſpürt die magiſche Luft, die es aushaucht. Nicht weit davon ſteht eine Linde, die ausſieht, als ſei ſie das letzte Geſchöpf aus jenem Urwald, den Pirmin und ſeine Gefährten ausrodeten, das ſie vielleicht zum Andenken an ihre Arbeit daließen und wegen des Duftes ſeiner Blüten. Ihr Stamm iſt faſt ebenſo breit wie hoch, grau wie Felſen, voller Buckel, Höhlen und Knollen, und man umwandelt ſie wie einen Tempel. Friedlich geſellt ſind der heidniſche Baum und die chriſtliche Baſilika, ehrfürchtig und doch entfremdet angeſtaunt von den Gäſten der heutigen Tage. Das Innere der Kirche mit den ſchweren Pfeilern und der flachen Decke wirkt ſo, daß man begreift, wie mächtige Könige und unbändige Herren hier niederknieten und das Haupt beugten; ſie wußten,

daß das Raunen und die Zeichen der Prieſter ihre Verdammnis hier und ewig dort erzeugen konnten. Die alten farbigen, nur zum Teil kenntlichen Heiligen an der Mauer ſind ſehr groß und über allem Menſchlichen: ein junger, unbewegter Chriſtophorus und eine Madonna von göttlichem Liebreiz.

Das an das Münſter ſich anſchließende Kloſter, von dem nur noch ein Flügel vorhanden iſt, gewann bald ſolchen Ruf, daß keine Mönche mehr aufgenommen wurden, die nicht von hohem Adel waren, nicht einmal ritterbürtige. Die Schule war in eine für künftige Kloſterbrüder und in eine für ſolche Knaben geteilt, die ihre Erziehung hier erhielten. Die klöſterliche Strenge wird nicht verhindert haben, daß die Jugend ſich eines ſo köſtlichen Tummelplatzes erfreute; ſie behielten ihn in dankbarem Andenken. Um die Wende des 8. Jahrhunderts ſehnte ſich der alte Egino, Biſchof von Verona, nach dem ſchwäbiſchen Paradieſe zurück, wo er Kloſterſchüler und Mönch geweſen war, ſo daß er ſeine Würde niederlegte, um auf der reichen Au ſein Ende zu erwarten. An der nordweſtlichen Spitze der Inſel ſiedelte er ſich in einer beſcheidenen Zelle an. Dort mag er, wenn er abends dem Wind zuhörte, der die Pappeln bog und die ſchwarzen Wellen an das Ufer jagte, oder den gluckſenden Tönen im Schilf oder den trauten Lebenslauten von drüben her, der frohen und bitteren Kämpfe ſeiner Mannesjahre gedacht haben wie einer blanken Rüſtung, die man gern trug und gern ablegt, um ſeine müden und wunden Glieder in kühle Luft zu tauchen. Aus ſeiner Zelle wurde die zweitürmige Peter- und Paulskirche, in deren Apſis ein neuerdings aufgedecktes frühmittelalterliches Wandgemälde mit der grellen Barockausſtattung kontraſtiert.

Auch die Georgskirche an der Oſtſpitze der Inſel entſtand aus einer Einſiedelei; wenigſtens berichtet die Überlieferung, daß der gelehrte und ſtaatsmänniſch tüchtige Abt Hatto I., der zugleich Biſchof von Baſel war, ſich nach Niederlegung ſeiner Würden dort eine Zelle gebaut habe, um ſich in Frie-

den auf die Ewigkeit vorzubereiten. Jetzt kann man auch in Mittelzell über allzuviel Weltgetümmel nicht klagen; im Mittelalter, wo das Kloſter der Mittelpunkt künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Tätigkeit war, Univerſität und Akademie, war das anders. Es fehlte nie an vornehmem Beſuch, Könige, Fürſten und Herren wollten alle einmal die berühmte Stätte geſehen haben, wenn nicht die Aufnahme oder der Beſuch von Söhnen ſie herführte. Die Anweſenheit von ſiebenhundert Brüdern, hundert Zöglingen der inneren und vierhundert der äußeren Schule muß viel Umtrieb mit ſich gebracht haben. Dazu kam der Verkehr, der mit einer ausgedehnten Wirtſchaft zuſammenhing; einundzwanzig Ortſchaften der Umgegend ſteuerten Schafe, Brot, Gemüſe, Käſe, Honig, Speck, Hanf und Garn, von den Beſitzungen in der Lombardei kamen Wein, Öl, Obſt, Weizenmehl, aus dem Thurgau Kühe, aus Ulm Obſt, Bier und Mehl. Auf der Inſel ſelbſt wurden, wie noch heute, Wein, Obſt und Gemüſe gebaut; auch davon waren die beiden äußerſten Spitzen am wenigſten berührt.

Sankt Georg mit ſeiner zweiſtöckigen Vorhalle und ſeinem kurzen dicken Turm iſt kleiner als das Münſter und wirkt ſchon dadurch noch altertümlicher. Die architektoniſchen Verhältniſſe ſtellen ſich ſo eigentümlich und zugleich ſo rein dar, daß man ſie beim Eintreten wie eine Muſik empfindet, eine fremdartige, urtümliche, ſakramentale. Weſentlich gehört dazu die um 1880 aufgedeckte warmfarbige Bemalung der Wände des Mittelſchiffs. Die Gemälde ſtellen die Wundertaten Chriſti dar: Auferweckungen und Heilungen, die Stillung des Sturms und die Austreibung des Teufels. Aus verwiſchten Zügen erſtehen vor uns die großen Taten Gottes, wie die Bibel es nennt, monumental und dramatiſch, ſo wie die Künſtlermönche ſie ſahen, die ſie glaubten.

Die drei Kirchen bezeugen die künſtleriſche Wirkſamkeit des Kloſters, das Wiſſen und Können, das ſich hier angeſammelt hatte. Zwei Namen leuchten aus der Menge hervor: Wala-

fried Strabo und Hermann der Lahme. Walafried wurde als neunjähriger Waiſenknabe aufgenommen, obwohl er nicht von Adel war, ſeiner Begabung wegen, die ſich ſo früh ſchon bemerkbar machte. Später wurde er Abt und des Kloſters größte Zier; denn im ganzen Abendlande war keiner ſo gelehrt wie er und ebenſo ausgezeichnet in den Künſten. Als Kaiſer Lothar die Kirche beſuchte, wurde er mit Geſängen begrüßt, die Walafried gedichtet und in Muſik geſetzt hatte. Allzufrüh ſtarb er fünfundvierzigjährig in Frankreich, wohin er mit diplomatiſchen Aufträgen an Karl den Kahlen geſandt worden war; denn er gehörte zu jenen bedeutenden Menſchen, die ſich jeder Aufgabe mit ganzer Seele widmen und ſie deshalb gut vollenden. In ihm, dem Armen, Schielenden, triumphierte der Götterglanz des Genies über die Macht der Welt. Nach ihm war dem Kloſter in Hermann Contractus noch einmal ein Licht beſchieden, von dem es zehren konnte. Er war der Sohn des Grafen Wolfrad von Veringen, von Kindheit an gelähmt; hier wie bei Walafried war ein körperliches Gebrechen gleichſam der Spalt, durch den die geiſtige Kraft eindrang, um den Körper zu beherrſchen. Hermann Contractus, der die Kloſterſchule von Sankt Gallen beſucht hatte, tat ſich als Geſchichtsſchreiber, Sprachkundiger, Aſtronom, Dichter und Muſiker hervor. Während er Lehrer war, regierte als Abt der kunſtſinnige Berno, der namentlich für Muſik Intereſſe und Begabung hatte und mehrere Werke über Theorie und Lehrmethode dieſer Kunſt verfaßt hat. Niemals wieder erhob ſich das Kloſter zu ſolcher Blüte und ſolchem Ruhm wie im 9. und 11. Jahrhundert zur Zeit Walafrieds und Hermanns. Zwar bemühten ſich ſpäter noch einige Äbte um Wiederbelebung der geſunkenen Kraft, und durch Kaiſer Karl IV. wurden ſie gefürſtet; aber die Wirkſamkeit und der Reichtum ſchwanden immer mehr.

Abt Werner von Roſeneck war ſo arm und verſchuldet, daß er daran dachte, die Reliquien des heiligen Markus, die Biſchof Ratold von Verona im geheimen und mit viel Geld

vom Herzog von Venedig erworben hatte und die der Stolz des Münsters waren, nach Venedig zu verkaufen. Der arme Fürst, der ein „freundholder, lieber Herr“ gewesen sein soll, ritt täglich mittags und abends auf einem weißen Rößlein nach Niederzell, wo ein Priester ihn um billigen Entgelt in Kost genommen hatte. Früher hatte das Kloster dreihundert adlige Vasallen; vier Erzherzöge, zehn Pfalzgrafen und Markgrafen, siebenundzwanzig Grafen und achtundzwanzig Freiherren und Ritter trugen Lehen von ihm, und es besaß hundertfünfundzwanzig Ortschaften im Reich. Inzwischen hatten sich die Städte zu Mittelpunkten der Kultur entwickelt, die verwilderten Mönche der Klöster zehrten ihren Besitz auf, neue Schenkungen wurden ihnen nicht mehr zugewendet. Im 16. Jahrhundert glückte es dem Bischof von Konstanz, seine längst gehegte Absicht auf Einziehung der Reichenau zu verwirklichen. Die schweizerischen Eidgenossen, die Stadt Konstanz, die beide die Macht des Bischofs eher vermindert als vermehrt sehen wollten, die Mönche selbst hatten sich der Inkorporation des Klosters lange widersetzt; endlich aber gab Abt Marx von Knörringen gegen das Versprechen einer angemessenen Versorgung seiner Person nach. So kam das Kloster zuerst an die Konstanzer Bischöfe, wurde zweihundert Jahre später gewaltsam geleert und 1802 förmlich säkularisiert.

Erde, Luft und Sonne und die unscheinbare Tätigkeit derer, die ihre Erzeugnisse pflegten, blieben sich während aller umstürzenden Wechsel gleich. Die Rebe allerdings liefert nicht mehr so reichliche Ernte wie einst, ertragreicher ist der Obst- und Gemüsebau und der Fischfang. Die Inselbewohner sind mit ihren alten Gewohnheiten wie mit ihrer alten Heimat verbunden. Einige Familien können ihren Stammbaum bis in das 11. Jahrhundert zurückverfolgen; seit dem 14. Jahrhundert hat sich das Amt eines Fleischermeisters vom Vater auf den Sohn in einer und derselben Familie namens Koch fortgeerbt. Die Inzucht scheint hier nicht verderblich gewirkt

zu haben; es iſt, als ſchirme die Natur diejenigen, die ihr treu dienen. Vermutlich hätte kein bis in die Neuzeit fortblühendes Kloſter, kein Fürſtenſchloß die Reichenau ſo als Garten des Friedens erhalten, wie die anſpruchsloſe Arbeit ihrer Bebauer.

Es gehörte einſt zu den ſchönen Vorrechten des Kloſters, daß auf der Reichenau keine Hinrichtung ſtattfinden durfte; die armen Sünder wurden zum Vollzuge des Urteils nach Allensbach gebracht und empfingen, ehe ſie die Fähre beſtiegen, als letzte milde Gabe der Inſel einen Becher voll Wein. Nicht das Schwert ſollte hier walten, kein Blut hier vergoſſen werden, die Au ſollte ein geweihter Bezirk ſein, wo zur Verherrlichung Gottes gebetet und gearbeitet würde. Neben der Wonne des Friedens und dem Segen der Natur fühlt der Gaſt hier auch die Schwermut des Abſchieds. Hier ſind wir allein mit Gott und der Natur und ſinnen über den letzten Geheimniſſen. Auch die Erde, unſer Stern, iſt eine Inſel, alle leben wir an der Küſte des unermeßlichen Weltmeers. Für uns alle kommt der Tag, der uns den letzten Becher Wein reicht, bevor wir vom Ufer abſtoßen, um niemals wiederzukehren.